
Serhij Zhadan

Antenne

Gedichte

edition suhrkamp

SV

Serhij Zhadan

Antenne

Gedichte

edition suhrkamp

SV

Serhij Zhadan

Antenne

Gedichte

Aus dem Ukrainischen von Claudia Dathe

Suhrkamp

Inhalt

Cover

Titel

Inhalt

Das Telefonverzeichnis der Toten

Erster Teil Schiffsverzeichnis

Seid ihr bereit?

Zusammenkommen und reden

Das himmlische Reich

Warum rede ich ständig über die Kirche?

Ich preise dich, Gott, ich preise dich

Und davon eben will ich erzählen

Genau das eben

Unser Lehrer steht vor uns

So stellt man sich zum Familienfoto auf

Lasst uns mutig sein in diesem Sommer

Einfach loslegen und die paar Sätze schreiben

Es geht vor allem um Einsamkeit

Und erst als ich hierhergeraten bin

Vielleicht das Wichtigste

Zwischen dem, was wir schon verloren haben

Die großen Dichter der traurigen Zeiten
Und was macht dieser Mann
Wie oft musstest du hören
Doch
Als hätte es diesen Winter
... der Winter hingegen
Niemand möchte
Zu viel Politik
Später dann kein Wort mehr
Neue Rechtschreibung
Ein Gedicht, das aus Schweigen und Stille besteht
Und wenn es auch nicht

Zweiter Teil Antenne

I
Liebesgeschichten beginnen morgens
Tabakfabriken
Wie schreibt man Gedichte
Und irgendwann geraten sie in Streit
Und nach zwei Jahren Schweigen
Jeden Morgen
Die paar Wochen
Lange stehen sie auf dem Bahnsteig
Kalte Morgenluft

Noch ein Gedicht

II

Wenn der Mond größer wird

Warum hat sie bloß

So, und jetzt reden sie nicht

Den ganzen Tag

Am Morgen ist die Haltestelle

Heiße Sommerluft

Der Sommer beginnt

Sonntagsschule

Und auch dieser Sommer

In den zweitausend Jahren

III

Seit drei Jahren reden wir über den Krieg

Ein Bekannter hat sich freiwillig gemeldet

Seit drei Jahren reden wir über den Krieg

So eine Familie sind sie jetzt

In den zwei Jahren, die er fort war

Sonnenschein, eine Terrasse, viel Grün

Eine Frau läuft die Straße entlang

Noch so eine merkwürdige Geschichte

Auf der Dorfstraße

Die Verleihung zieht sich hin

»Dafür weiß ich jetzt«, sagt er

IV

Die ganze Ewigkeit liegt vor uns.

Unbedingt den Kälteeinbruch erleben

Die tiefe Welt der Freude und Bäume

Ich schreibe, wie versprochen

In den warmen Charkiwer Winter

Milizschule. September 2014

Und wer soll ihnen sagen, dass alles vorbei ist

Ich weiß, wie schwer es für euch alle ist

Inzwischen

Solange aus alldem noch keine Gedichte entstanden sind

Editorische Notiz

Informationen zum Buch

Impressum

Hinweise zum eBook

Das Telefonverzeichnis der Toten

1

In den Morgenstunden rief mein Neffe an. Jemand ist gestorben, war mein erster Gedanke, als ich die vertraute Nummer aufleuchten sah, es muss jemand gestorben sein. Sonst würde Igor doch nicht mitten in der Nacht anrufen. Doch wer? Vater oder Mutter? Ein paar Sekunden nur. Ein paar Sekunden, um sich auf das Schlimmste gefasst zu machen. Aber was war in diesem Fall eigentlich das Schlimmste?

Mein Vater hatte Tagebuch geführt. Irgendwann Ende der Nullerjahre hatte ich das mitbekommen. Und mich gewundert: Dass mein Vater Tagebuch führte, hatte mich mehr als erstaunt. Er las keine Bücher (auch meine nicht), schrieb keine Briefe und war natürlich auch nicht in sozialen Netzwerken aktiv. Soziale Netzwerke? Vollkommen abwegig, er besaß ein altes Nokia und sprach so laut hinein, dass er sich das Telefonat im Grunde genommen hätte sparen können. Zumindest für die Gespräche mit den Nachbarn. Aber er las Zeitung. Schon seit Sowjetzeiten. Jeden Tag kaufte er sich irgendein Boulevardblatt, las es von vorn bis hinten durch und legte es in eine Schublade. Wenn ich zu Besuch kam, las ich in seinen zehn Jahre alten Zeitungen. Auch so eine Art Tagebuch. Ein trauriges Tagebuch der abgerissenen Kommunikationen, Zeitungspoesie aus Politik und Kreuzworträtseln. Aber ein Tagebuch? Wieso, warum?

Seine Einträge machte er auf Notizblöcken. Die er nicht geheim hielt. Im Gegenteil, bereitwillig schob er einem die Notizen zu und gewährte Einblick. Merkwürdige Aufzeichnungen waren das. Geschrieben von einem Menschen, der in seinem Leben so gut wie nie einen Stift in die Hand nahm. Die Schrift eines Menschen, der sich überhaupt keine

Gedanken über seine Handschrift machte. So eine Art Chronik der vergehenden Zeit im engeren Umfeld, ein Festhalten vertrauter Details – wo er gewesen war, was er gesehen, gehört hatte, wofür er sein Geld ausgegeben, wer ihn angerufen hatte. Er notierte alle Geldbeträge, die ich ihm gab (was mich sehr beeindruckte), vermerkte die Lufttemperatur. Trockene, kühle Fakten. Wenig Bewertungen, ein Minimum an Gefühlen. Als wollte er etwas sagen und traute sich nicht.

Das Schreiben verrät uns, es personifiziert uns. Aber es entpersönlicht uns auch. Wenn wir keine Erfahrung haben und nicht richtig damit umgehen, uns das Schreiben nicht dienstbar machen können, verlieren wir einfach unsere Intonation, verlieren wir unsere Stimme, wir fabrizieren Buchstaben, fügen sie zu Wörtern, bilden daraus Sätze, bilanzieren die Zeit, die bis auf das Wetter keine Anhaltspunkte bietet. Und so tappte auch mein Vater, als er sich ans Schreiben machte, in diese Falle und wusste nicht, wie er sich befreien sollte – er versuchte, über Wichtiges zu sprechen, versuchte, das Wesentliche festzuhalten, schrieb über uns alle mit einer fremden Schrift, der Schrift eines uns unbekanntem Menschen.

Es kommt recht häufig vor, dass Menschen, die sich im normalen Leben ihrer Alltagssprache bedienen, Menschen, die Sicherheit oder Zweifel, Freude oder Verzweiflung empfinden, Menschen ohne »flotte Schreibe« plötzlich in einen gestelzten Ton verfallen, wenn sie sich vornehmen, jemandem brieflich etwas mitzuteilen. Sie schreiben so, wie sie sich den Brief vorstellen – in einer farblosen toten Sprache unter Verwendung ungebräuchlicher Wörter und unnützer Wendungen. Schreiben ist wie ein Fluss – längst nicht jeder, der ins Wasser steigt, macht eine gute Figur.

In seinen Tagebüchern war mein Vater ungewohnt wehrlos. Der Versuch, über wichtige Dinge zu schreiben, gab sofort all seine wunden Punkte preis. Die wunden Punkte waren natürlich wir alle. Er hat uns geliebt, sich Sorgen um uns gemacht, uns gedankt. All das in einer trockenen, ungelassenen, irgendwie buchhalterischen Sprache, die trotz allem seine Gefühle verriet – Gefühle von Zärtlichkeit und Sorge, die er im normalen Leben nie gezeigt hätte. Ich musste seine Einträge zum

Wetter lesen, um zu verstehen, wie wichtig wir ihm waren. Die große Magie des Schreibens besteht darin, selbst mit Zahlen Freude und Trauer ausdrücken zu können.

Es war Weihnachten. Die Nacht war lang und feucht. Ich wollte mich einfach wieder hinlegen und weiterschlafen. Um wenigstens eine Weile nicht daran denken zu müssen. Das tat ich auch – ich schaltete das Telefon aus und versank im Dunkel. Irgendwann wachte ich auf, und sofort fiel mir ein, dass er gestorben war. Hätte ich lieber nicht geschlafen, dachte ich, dann wäre mir das Erinnern erspart geblieben.

2

Diese Angewohnheit schon als Kind: über alles zu schreiben, was ich sehe, über alles, woran mein Auge hängenbleibt. Das Auge ist nötig, um hängenzubleiben. Du beobachtetest die menschliche Welt wie der Kinderarzt die Knirpse im Park – mit Liebe und mit der Bereitschaft, eine Diagnose zu stellen. Ist das schlimm? Ja, auf jeden Fall. Wieso eigentlich? Nein, natürlich nicht.

Das ist der Reiz des Schreibens: die Welt wie einen potenziellen Text zu behandeln, sie als Material zu nutzen, sich abzugrenzen, herauszutreten. Du kannst über alles Mögliche schreiben, die Literatur lässt dich gewähren, ohne etwas von dir zu fordern. Die Poesie des Lebens ist identisch mit der Poesie des Todes. Die Stimmen der Menschen werden zu den Stimmen der Figuren. Es ist eine merkwürdige Beschäftigung, auf die Jagd nach Intonationen zu gehen, indem du aus der fremden Rede einzelne, besonders markante Wörter zu filtern versuchst, ihnen nachjagst wie ein Vogelfänger und in dieser ganzen dissonanten Vielstimmigkeit die Anfänge des großen Gesangs ortest, der die Fundamente der Weltordnung, die Laufbahn der Sonne und die Mechanik des Sterbens erklärt, ein Gesang, der den Tod vielleicht nicht rechtfertigt, aber immerhin lehrt, ihn anzunehmen.

Wir setzen ja im Grunde all unsere literarischen Mittel ein, um zu lernen, wie wir über das sprechen, was uns am meisten Angst macht. Die Literatur lässt uns Synonyme finden für die schlimmsten Dinge und macht sie dadurch ein wenig erträglicher, ein wenig verständlicher. Indem wir unsere Schmerzen und Ängste benennen, zähmen wir sie, domestizieren wir sie und wagen uns in ihre Nähe. Das Unvermeidliche bleibt unvermeidlich, aber dank der Versprachlichung, dank des Aussprechens können wir Bitterkeit und Trauer zulassen. Und Trauer, die kann ja auch hell sein, sie kann auf etwas verweisen, zum Beispiel darauf, dass gar nicht alles so schlecht ist und dass in allem, was passiert, ein verborgener Sinn liegt, dass es für alles eine Rechtfertigung oder doch zumindest eine Erklärung gibt.

Im Schreiben kannst du Dinge vermitteln, die sich mit gewöhnlichen Worten nicht fassen lassen, du kannst die kleinsten Lichtblitze des kindlichen Gedächtnisses einfangen, kannst diese »normalen« Wörter fallenlassen, die nichts transportieren, die angesichts aller Rätsel und Geheimnisse des Lebens die Kraftlosigkeit deiner banalen Alltagssprache zeigen. Womit fängt das alles an? Mit dem intuitiven Erspüren, welchen Schwankungen die Sprache unterliegt, mit dem Empfinden, wie die Intensität des Redeflusses sich ändert, wie die Sprache zusammengepresst wird und zerfällt, wie sie schneller und langsamer, dicht oder durchlässig wird, je nachdem, wovon du sprichst. Die Erkenntnis, dass die Sprache, mit der du über einen Baum im Frühling sprichst, eine völlig andere ist als die, mit der du über einen Baum im Herbst sprichst. Die Erkenntnis, dass von diesem Unterschied alles abhängt – dein Zeitempfinden, deine Raumwahrnehmung, deine Satzmelodie.

Der ständige Wunsch, die eigene Begeisterung zu teilen, er ist es, der dich zwingt, nach Wörtern zu suchen, sie umzustellen, Wörter zu plündern wie Vogelnester, sie zu schütteln, sie auf den Kopf zu stellen. Alles beginnt mit Begeisterung, damit, dass du dich verschluckst, wenn du die Geschichten der Alten hörst, diese Geschichten später mit Gleichaltrigen teilst, mit den Geschichten lebst, aufwächst, von ihnen geformt wirst. Die Begeisterung für Farben und Düfte, für Gegenstände

und Stimmen, für Wetter- und Stimmungsumschwünge. Die Begeisterung für die Ordnung dieser Welt, für ihre Unvollkommenheit, Offenheit und Tiefe. Die Begeisterung dafür, wie leicht vor deinen Augen Tag und Nacht, Sonne und Mond, Eifer und Ermüdung wechseln. Die Begeisterung dafür, dass du inmitten dieser Bäume, inmitten dieser Männer und Frauen, inmitten der Dämonen, inmitten der Beschützer lebst. Eine Begeisterung, die dir einfach die Lungen zerreißt – das Beste, was uns widerfahren konnte, ist uns widerfahren, wir sind genau hier geboren, im Zentrum dieses wundersamen Universums, am Schnittpunkt aller schmerzhaften und süßen Linien, unter dem Himmel der Glücklichen und Widerspenstigen. Ich liebe alles, was mir geschenkt ist, ich muss es einfach teilen. Ich muss einfach über die Freude und Bitterkeit, über die Sorge und Melancholie reden. Dazu habe ich tausend Bücher, die ich lesen soll, dazu habe ich das Schreiben. Großzügig teilen möchte ich und dabei spüren, dass die Begeisterung nicht abnimmt, spüren, dass weder Traurigkeit noch Enttäuschung noch Misstrauen sie ersetzen können. Großzügigkeit, die nicht zerstört. Freude, die nicht leichtsinnig macht. Tod, der nicht schreckt. Der überhaupt nicht schreckt.

3

Der Friedhof war schneebedeckt, am Morgen musste die Straße geräumt werden. Seit meiner Kindheit kenne ich diese Schneemassen, die die Steppe erdrücken, sich bis zur Grenze ziehen, den Raum lähmen. Um ein Feld zu berqueren, musst du einen Pfad trampeln. Dir wieder und wieder den Weg bahnen, die richtige Route finden, im Raum versinken, in der Zeit steckenbleiben. Nichts hat sich geändert, gar nichts.

Ein wenig zu eifrig forderten uns die Totengräber auf, näherzutreten und von dem Verstorbenen Abschied zu nehmen. Zuvor, noch zu Hause, hatte der Priester um ein gemeinsames Foto gebeten. Seine Bitte klang so ehrlich, dass man sie nicht abschlagen konnte. Und auch seine Rede war ehrlich. Wie Priester üblicherweise vor Atheisten sprechen. Von der